

THEATER

Shakespeare so und anders

Petruccio blinzelt beim Krach

Der Widerspenstigen Zähmung“ von William Shakespeare hochgelobt gab Max Reinhardt vor 30 Jahren in einer Bombenbesetzung mit Lucie Höflich als Käthchen und Albert Bassermann als Petruccio. Er übertrumpfte die Brutalität der Handlung, indem er das Ganze zu einer Clownerie größten Ausmaßes sich auswachsen ließ. Bassermann kam gleich radschlagend auf die Bühne. Käthchen — Höflich saß auf einem Berg von Schneiderkartons und weinte, daß sie von all den Herrlichkeiten nichts haben sollte.

Es war ein sehr turbulenter und lustiger Abend. Aber man schied mit der Empfindung, daß William Shakespeare hochgelobt hier sein Nickerchen gemacht habe wie weiland Vater Homer.

Nun hat Barlog, der Herr des Schloßparktheaters in Berlin-Steglitz, die Sache von einem ganz anderen Ende angefaßt. Er überzieht das Ganze mit Anmut. Sein Petruccio, den Paul Klinger, bisher fast nur im Film tätig, ganz ausgezeichnet gab, ist ein übermütig humorvoller Bursche.

Er nimmt die Brutalität nur als Maske vor. Bei dem großen Krach, den er bei der Heimkehr macht, blinzelt er den erschrockenen Dienern vertraulich zu. Einem aus dieser Schar, dem er von hinterher einen Tritt versetzt, läßt er eine Münze als Schmerzensgeld zugleiten. Das alles ist so reizend, daß das Publikum sich zu Beifallsorkanen hinreißen ließ.

Ist denn das im Sinne Shakespeares gehandelt? — die Frage bleibt offen, denn leider Gottes ist William schon lange tot und kann nicht mehr um Auskunft gebeten werden. Aber darauf kommt es gar nicht an. Das Wundervolle ist, daß es auch so geht. Daß dieser unerschöpfliche Meister für alle Zeiten, solche mit schwachen und solche mit starken Nerven, geschrieben hat.

Vor 30 Jahren rief man: „Bravo, Reinhardt!“ Heute jubelt man: „Bravo, Shakespeare!“ Boleslav Barlog entpuppt sich als Berlins bester Theaterleiter (es ist bereits sein dritter Riesenerfolg in dieser Spielzeit) und als einer seiner besten Regisseure.

MUSIK

Ein Komponist, dem viel einfällt

Für Oboe und Streicher

Der Rundfunksender im amerikanischen Sektor von Berlin brachte am Donnerstag eine Uraufführung, ein Konzert für Oboe und Streicher. Der Komponist ist Paul Höffer, der Leiter des Internationalen Musikinstituts in Berlin.

Kürzlich erfolgte, auch in Berlin, die Uraufführung eines anderen Werkes des Komponisten: Paul Höffer spielte selbst sein neues Klavierkonzert. Der Musikkritiker H. H. Stuckenschmidt schrieb dazu in der in Berlin erscheinenden „Revue“, daß Höffer sich „von Werk zu Werk mehr als der formsicherste Komponist der neueren deutschen Schule bestätigt“.

Paul Höffer ist geborener Rheinländer, wirkt aber seit 25 Jahren, der Hälfte seines Lebens, in Berlin. Sein Weg führte von der Dorfkirchenorgel in Wickrath-

Berg am Niederrhein in die Staatliche Hochschule für Musik. 15 Jahre lang war er dort Professor für Kompositionslehre.

1926 erschien zum erstenmal ein Werk des Komponisten auf einem deutschen Musikerfest. Anfangs stieß diese Musik auf heftigen Widerspruch. Doch sie kam mehr und mehr zu Erfolg. Höffer wurde schließlich ein sehr oft aufgeführter Komponist. Seine „Sinfonie der großen Stadt“ und das weltliche Oratorium „Der reiche Tag“ wurden in vielen großen und kleinen Städten gespielt.

Auch in diesem rhythmisch-prägnanten Oboenkonzert bestätigt Höffer seinen steigenden Ruf als Komponist, dem viel einfällt und der eine unverkennbar persönliche Handschrift schreibt.

Der 1. Satz enthält östliche Motive, der zweite ist ein in schönem, breitem Bogen angelegtes Klagelied, in dem Streicher-Piccicati im Maschinenrhythmus ein Gegenüber stellen. Der letzte Satz bringt ein witziges Presto im Karnevalscharakter.

Wilhelm Meier war der Solist. Das Streichorchester des Rundfunks spielte unter der Leitung des Komponisten.

FILM

Filmlizenz durch Michelangelo

Curt Oertels interessante Pläne

Es gab ein Filmfragment, eine Lizenzurkunde, mißlungene Wochenschuaufnahmen, Bohnenkaffee und Stollen. Der Kuchen war nicht von gestern. Aber der Film war es — allerdings nur in zeitlicher Hinsicht. Die Anwesenden erinnerten sich, ihn schon vor Jahren gesehen zu haben.

Es war der künstlerisch und technisch fast vollendete Bildstreifen über Michel-



Zweimal wurde Curt Oertel die Lizenzurkunde überreicht — der Wochenschau wegen

angelo, jener Film Curt Oertels, der auf dem Gebiete des Kulturfilms etwas Neues, Einmaliges und Besonderes bedeutet. Diesmal war er der Grund für die Erteilung einer Produktionslizenz für Kulturfilme an Curt Oertel.

Der Vorführraum im Frankfurter Industriehaus war der Schauplatz des Ereignisses. Mr. Jacks, Chef der Film Section

Frankfurt am Main, ein Mann mit olivfarbener Uniform, farblosem Englisch und glänzendem Deutsch, hielt die Ansprache. Colonel Kleitz, der Leiter der amerikanischen Nachrichtenkontrolle für Hessen, nickte beifällig dazu. Colonel Phelps, der stellvertretende Direktor der Regional-Militärregierung, tat noch mehr: Er überreichte die Lizenzurkunde zweimal.

(Das zweite Mal tat er es der Wochenschau zu Gefallen. Deren Aufnahmen hatten zuerst, bei der regulären Ueberreichung, nicht geklappt.)

Curt Oertel, der einst, es war Anfang der zwanziger Jahre, mit Greta Garbo an ihrem deutschen Film „Die freudlose Gasse“ arbeitete, hat interessante Pläne. Er möchte eine Art Lehrwerkstatt im mittelalterlichen Sinne für die von ihm vertretene Filmkunst schaffen. Er denkt weiter daran, den Film für eine neue Form des Geschichtsunterrichts einzuspannen. Er kam nach Frankfurt, weil ihn, wie er sagt, die Atmosphäre der Bereitwilligkeit, die er dort fand, fesselte.

Dem Vertreter des „Spiegels“ gab sich Oertel als Anhänger des „Ein-Mann-Filmes“ zu erkennen. Vom Drehbuch bis zum Schnitt übernimmt er in seinen Filmen alles selbst.

Zu seinen nächsten Plänen gehören zwei himmlische Projekte, wie er begeistert sagt. Sie liegen geradezu in der Frankfurter Luft: Goethe und die Paulskirche, jenes Gebäude, in dem vor bald hundert Jahren — 1848 — das erste deutsche Parlament hoffnungsvoll und am Ende doch ergebnislos zusammentrat.

Dreieck in besten Kreisen

Historie und Sardou

In Berlin sah man zum erstenmal in Deutschland den französischen Film „Patrie“. Es ist ein gleichsam historischer Film. Er spielt zur Zeit des Freiheitskampfes der flämischen Geusen gegen Herzog Alba im 16. Jahrhundert. Er behandelt ein Dreieck in besten Kreisen und mit historischem Hintergrund.

Die Politik nimmt einen gräflichen Freiheitskämpfer (Pierre Blanchard spielt ihn) sehr in Anspruch. Seine Frau, gegen Freiheitskämpfe skeptisch, zieht ihm einen jungen Mitkämpfer vor.

Der Graf entdeckt den Betrug. Er stellt aber seine Rache zurück, da gerade jeder Mann für ein Komplott gebraucht wird. Die Frau will ihren Liebhaber retten, sie verrät Alba den Anschlag unter der Bedingung, daß ihr Liebhaber begnadigt werde.

Der Graf verpflichtet den Liebhaber zur Rache an dem noch unbekanntem Verräter. Der junge Mann hält den Schwur. Er erdrosselt die Frau. Die Verschwörer werden hingerichtet. Die Idee siegt.

Das klingt ziemlich altmodisch und auf kalten Effekt hin konstruiert, aber es ist vortrefflich gemacht: Eine großartige Fotografie mit vielen Einfällen, die freilich den präzisen kontrastreich geführten Dialog nicht unentbehrlich macht, lebendiges und kultiviertes Spiel, genau profilierte Charaktere, musterhafte Zusammenarbeit aller Beteiligten, zusammengehalten von einem großen Können: dem Regisseur Daquin.

Das Drehbuch wurde nach einem Stück von Sardou geschrieben. Sardou (1831—1908) war kein Dichter, aber einer der raffiniertesten Theatertechniker, die es je gegeben hat. Er schrieb „Reißen“, nicht ohne Hintertreppe, und er konnte das. Dieser Sardou und ein historischer Film — man konnte sich schon vorstellen, was passiert. Und es passierte.